

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 11 (1907-1908)
Heft: 6

Artikel: Der Leopold inkognito
Autor: Stüber-Gunther, Fritz
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663614>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

mir haben S' früher ein' Tritt geben, wo ich Sie hab' retten wollen? Das is eine Gemeinheit!"

— „Wer hat Ihnen denn das Ketten g'schafft? Hab' ich Sie gerufen? Wenn ich probieren will, wie lang ich tauchen kann, und es schon auf zwei Minuten bring, glauben S', da las' ich mich von jedem Bimf am Fuß packen und hinaufzieh'n? Wir reden noch über die Gemeinheit, kommen S' nur hinaus!"

— „Zu Hilfe!“ ätzte da die Stimme des Schwimmmeisters noch einmal.

Um Nu waren nun die beiden Gegner bei dem Untersinkenden, ergriffen ihn an den wild herumschlagenden Armen und lösten ihn bis zur Stiege, wo sie ihn in Sicherheit verankerten, während der Gerettete hier eine fatale Ähnlichkeit mit dem Wasserspeier eines Kirchendaches annahm.

— „Der Schwimmmeister! Nein, wie war denn das möglich!“ hörte man von allen Seiten teilnehmend sagen.

— „Er muß den Krampf bekommen haben“, sagte einer der Retter, der Zweiminutentaucher.

Der Schwimmmeister hob dankbar den Kopf, seinen Rettern die Hände hinstreckend.

— „Ja, 'n Krampf hab' i friagt in recht'n Quaß, an damischen Krampf.“

Allgemeine Beileidskundgebungen. Auch die beiden Gegner versöhnten sich unter dem Eindrucke des gemeinsam vollbrachten Rettungswerkes.

— „Ja, so ein Krampf“, bestätigte der zweite gute Schwimmer, „is des Teufels; man wird hinunterzog'n und kann sich nicht wehr'n, als ob ein Haifisch anbissen hätt'. Na, wir hab'n s' ja jetzt g'seh'n, wie der Krampf sogar ein' Schwimmmeister wie unsern Seebichler untertaucht hat. Es is ein tüchtiges Element, das Wasser! . . .“

Der Leopold inkognito.

Von Fritz Stüber-Günther.

„Sie, Leopold!“

„Bitt' sehr, Herr von Panigl . . .“

„Was hab'n S' mir denn heut' wieder dhergebracht! Das Beefsteak . . .“

„Ist's nicht schön, Herr von Panigl?“

„Schön! Was heißt schön! Ganz englisch will ich's, hab' ich Ihnen doch ausdrücklich gesagt. Verstanden hab'n S' mich ja, weil ich deutsch red'. Und jetzt schau'n Sie sich den Brocken an gefälligst: Zäh wie Leder, trocken wie Stroh, nicht ein Tropfen Blut oder Saft drin. Das kann ich nicht essen, absolut nicht. So was verträgt mein Magen grad' so wenig wie meine Zähn'. Alsdann trag'n Sie's zurück. Ja, ja, da hilft Ihnen nichts, nehmen Sie's nur. Und bringen S' mir was anderes.“

„Bitt' recht sehr, Herr von Panigl.“

„Einen Schweinsbraten halt wieder in Gott'snam'. Aber etwas plötzlich, nicht erst nach drei Viertelstund' . . .“

Der Leopold, der Speisenträger vom „König von Bayern“, gehorcht und eilt mit dem angeschnittenen und abgelehnnten Beefsteak nach der Küche. An der Tür hält ihn der Zahlkellner auf:

„Was hat's denn 'geb'n?“

Der Leopold erzählt mit möglichster Kürze den Sachverhalt.

„Weil' S' aber auch gar net aufpassen!“ rügt ihn der „Ober“.

Der Getadelte denkt sich was und setzt seinen Weg fort. Die Bratenköchin, der er die Beschwerde des Herrn von Panigl übermittelt, gerät in weinerliche Entrüstung:

„Alleweil hab' ich Unständ' mit Ihnen, Leopold, meine Seel'. Mi scheint, Sie haben's es drauf ang'legt, daß ich meine vierzehn Täg' mach' und geh' ich. Hätten S' halt Maul aufg'macht, dann wär' ganz englisch word'n.“

Die Frau Wirtin, die in der Kassa sitzt, nimmt jetzt auch scharfe Stellung für ihre Köchin und gegen den Speisenträger.

Dieser weiß ganz bestimmt, daß er das Beefsteak vollkommen wunschgemäß bestellt hat. Einen Eid könnte er drauf leisten. Aber er weiß auch, daß in einem solchen Falle schwören gar nichts nützt. So läßt er sich stillschweigend den Schweinsbraten für den Herrn von Panigl und noch ein Dutzend speisengefüllter Teller aufbürden und kehrt mit seiner Tracht in den Saal zurück. Dort begrüßt ihn empörtes Messer- und Gläsergeflügel, ein Gewirr ungeduldiger Rufe:

„Leopold!“

„Le—o—pold!“

„Sie, Speisenträger, was ist's denn?“

„Speisenträger, da her!“

Der Vielbegehrte bemüht sich nach Kräften, all' die Hungrigen zu befriedigen. Aber er kann es beim besten Willen nicht anders einrichten, als daß dieser Guest zuerst, jener einen Augenblick später an die Reihe kommt. Zufällig ist „jener“ heute der gelbsüchtige General aus dem Kriegsministerium, der die Kellner wie seine untersten „Pfeifendeckel“ zu behandeln pflegt.

„Dß man Sie doch schon zu G'sicht kriegt!“ schnaubt er den Leopold sarkastisch an. „Wissn S', wie lang ich jetzt wart' auf den Fraß? Eine halbe Stund' . . . Eine geschlagene halbe Stund' . . . Das ist eine richtige Sauwirtschaft, verstehen Sie? — — — Jawohl, eine richtige Sauwirtschaft! Alle Tag' wird die Bedienung elendiger in der Butik! Aber ich bin die längste Zeit Stammgast g'wesen, das weiß ich!“

Der Restaurateur, der den Radau vernimmt, springt herbei:

„Entschuldigen vielmals, Ex'lenz . . . Es wird nicht mehr vorkommen.“ Und zum Leopold etwas gedämpfter, aber sehr energisch: „Sie müssen Ihnen ein bißl zusammennehmen, verstanden? Für was zahl' ich Ihnen denn den

Heidenlohn, wann S' net einmal beim stärksten Andrang die Füß rühr'n mögen?"

Der Leopold wird glührot bis unters Haar und schweigt. Schweigend bedient er die Gäste, einen nach dem andern. Nirgends hört er ein freundliches Wort, häufig genug aber heftigen Ladel.

„Das hätten S' mir halt sagen müssen, daß das Geselchte so schrecklich fett ist, dann hätt' ich mir was Frisches machen lassen, dafür geb' ich Ihnen ja ein Trinkgeld“, heißtt es hier.

„Wann S' mich aufmerksam g'macht hätten“, räsoniert man dort, „daß der Jungfernbraten so lang dauert, so hätt' ich eben was Fertiges ang'schafft. Es ist ein rechtes Kreuz mit Ihnen.“

„Hör'n Sie, Leopold“, stöhnt ein dritter und ringt die Hände, „sechs Wochen bedienen S' mich jetzt schon und wissen noch immer net, daß ich keinen „dünnen Spitz“ net mag? Ich bin ja g'wiß bescheiden und geduldig, jedes Kindfleisch eff' ich, jedes — nur vom dünnen Spitz net! . . . Natürlich müssen S' es z'rücktrag'n, natürlich . . .“

Und der Leopold führt den Befehl aus und läßt sich vom Zahlkellner zurechtweisen und vom Wirt mit der Kündigung bedrohen und hört das wehleidige Lamento der Köchin nicht minder ruhig an als die stachlichen Bemerkungen der Frau Wirtin und wird, wie er schwitzend und feuchend aus der Küche zurückkehrt, abermals von allen Seiten ob seines langen Ausbleibens, seiner Saumseligkeit mit Vorwürfen überschüttet.

Neuerlich bleibt er gelassen und gehorsam und demütig. Tief in seinem Innern jedoch brodelt und gärt es. Nach bestem Gewissen seine Pflicht tun und nicht die geringste Anerkennung, ja, das genaue Gegenteil dafür ernten, ist hart, macht auf die Dauer auch den Sanftmütigsten störrisch. Ist denn ein Kellner kein Mensch, denkt der Leopold, ist denn ein Kellner ein Hund? Darf man einem Kellner alles bieten? Kann ein Kellner nicht auch einmal eine Kleinigkeit überschén oder vergessen? Nein, er soll unermüdlich und unfehlbar sein, soll Nerven wie Wäschestricke und Beine von Stahl haben. Und um die lumpigen paar Heller, die man ihm als Trinkgeld gibt, glaubt jeder verdornte Griesgram, jede geschniegelte Rochnase das heilige Recht erworben zu haben, ihn zu quälen, zu hänseln, zu beschimpfen. Und er muß sich noch förmlich bedanken dafür. O, wenn er das im voraus gewußt hätte, der Leopold, nie im Leben hätte er diesen Beruf ergriffen. Und sein Sohn, wenn er einen bekommt, darf um keinen Preis ein Kellner werden.

So finnt und brütet der Leopold, der Speisenträger vom „König von Bayern“, während er scheinbar unverdrossen mit Tellern und Schüsseln und Messern und Gabeln aus der Küche in den Speisesaal, aus dem Saal in die Küche eilt.

Am Anfang der Woche findet er sein Los noch am exträglichsten; bis so

eine Woche aber zu Ende geht, glaubt er verzweifeln zu müssen. Die Woche des Leopold beginnt mit dem Mittwochmorgen und schließt in der Dienstagnacht. Jeden Mittwoch nämlich hat der Leopold seinen freien Tag. Und heute ist wieder so ein Dienstag, der nun und nimmer „aus“ werden will.

Doch endlich kommt die Nacht, und endlich kommt auch der dienstfreie Tag. Den Vormittag verschläft der Leopold. Gleich nach dem Mittagessen aber wirft er sich in die schönste Gala. Der sorgfältig geschonte graue Herbstanzug, der großkarrierte Überzieher, der kühn verbogene Plüschhut, die elegante Krawatte mit der „beinahe echten“ Brillantnadel stehen dem jungen Manne recht gut zu Gesicht. Auch jene Klugen, die sich vermessnen, jedem Menschen seinen Stand von der Nase abzulesen, und die behaupten, daß dies Kunststück bei den Angestellten des ehrenwerten Schankgewerbes besonders leicht sei, hätten ihre Mühe, heute den Speisenträger vom „König von Bayern“ wiederzuerkennen. Es ist ein sicheres, vollständiges Inkognito, in das sich der Leopold gehüllt hat, im Feiertagsgewand ist er einfach „ein anderer Mensch“.

Auf dem Südbahnhof erwartet ihn seine „Braut“, das Fräulein Milli, das sich als Angestellte eines Modistengeschäftes jeden zweiten Mittwochnachmittag ausschüttet. Zweiter Klasse, sehr glücklich und zärtlich reisen sie mit einander nach Liesing.

In Liesing aber mietet der Leopold — von den Pfründnern des Versorgungshauses, die neben dem Bahnhof und dem Einspännerstandplatz den schönen, warmen Spätherbstnachmittag genießen, voll Ehrfurcht bewundert — ein offenes „G'sundheitswagerl“ und befiehlt dem Kutscher:

„Zum Roten Stadel!“

Beim „Roten Stadel“ ist heute ein sogenannter „stierer Tag“. Beschäftigungslos, gelangweilt lehnen die Kellner an den fahlen Bäumen des Restaurationsgartens und im Saal herum und stürzen, als der Wagen vorfährt, wie hungrige Raben auf die Ankommenden:

„Die Ehre, 'geb'nster Diener Küß' die Hand, gnä' Frau
Angenehm, bitte?“

„Bier, Wein gefällig?“

„Tause angenehm?“

Aber der Leopold, anstatt von so viel höflichem Entgegenkommen freudig berührt zu sein, erwidert langsam, verächtungsvoll und streng:

„Lassen S' einen doch gefälligst erst niedersetzen, ja? Was heißt denn das? Was ist denn das für eine Manier?“

Beschämmt weichen die Kellner zurück. Nach einer Pause verlangt der Leopold eine Speisenkarte, studiert sie sorgfältig und bespricht sich leise mit seiner Braut, bestellt aber schließlich nur ein Glas Pilsnerbier und eine Portion Tee. Jenes kommt sofort. Der Leopold hält es misstrauisch gegen das Licht, kostet und klingelt heftig ans Glas.

Zwei Kellner laufen herbei.

„Was haben S' mir denn da für ein Bier gebracht?“ herrscht er sie an.
„Der reine Hansel! Das rinnt ja schon weiß Gott wie lang. Warum sag'n S' einem denn das nicht?“

„Bitte recht sehr“, wird eingewendet, „um zwei Uhr erst frisch ange-
schlagen.“

„Ja freilich! So patschert können S' wen andern anlügen. Das Bier ist
alt und schlecht. Tragen Sie's sofort zurück. Und geben S' mir dafür ein
Achtel Wöslauer mit Gieß.“

Der Wein wird gebracht, der Tee noch nicht. Der Leopold verlangt sämt-
liche Zeitungen, illustrierte und nicht illustrierte, lässt sich alle vorhandenen
Salzstangeln und Zuckerkipfeln reservieren und wäscht dem Pikkolo tüchtig
den Kopf, weil es nicht mehr findet. Und plötzlich erhebt er ein Getöse.

„Wo bleibt denn der Tee? Was ist denn das für eine Schlampelei?
Heut' will ich ihn noch, morgen brauch' ich ihn nicht mehr!“

„Sofort, bitte“, versichert der Speisenträger eifrig seinem unbekannten
Kollegen, „sofort. Der Tee muß ja erst frisch gemacht werden.“

„So? Ich glaub' eher, Sie haben vergessen drauf, Sie g'scheiter Herr,
Sie. Alsdann kurz und gut — wie lang' dauert die G'schicht noch?“

„Zwei Minuten höchstens.“

„Zwei Minuten wart' ich noch, nicht länger.“

Und wirklich legt der Leopold seinen goldenen Chronometer vor sich hin
und verfolgt mit Spannung den Lauf des Sekundenzeigers. Und als dieser
zweimal seine Stunde vollendet hat, klopft er mit dem silberbeschlagenen
Spazierstock kräftig auf die Tischplatte:

„Zahlfellner!“

„Bitte sehr . . . ?“

„Rufen Sie mir den G'schäftsführer!“

„Den Herrn Geschäftsführer? Haben Sie eine Beschwerde, bitte?“

„Fragen S' nicht so viel. Woll'n S' mir den G'schäftsführer rufen oder
soll ich mir ihn selber suchen?“

Der Geschäftsführer erscheint. Der Leopold sagt ihm ordentlich seine
Meinung: Für ein reelles, nobles Gasthaus habe er den „Roten Stadel“ ge-
halten, aber hier sei ja die Bedienung erbärmlicher als im allerleßten Vor-
stadtbeisel. Seit einer halben Stunde — mindestens — habe er eine Portion
Tee mit Obers bestellt und auf alle seine Urgenzen nichts als kecke Antworten
erhalten. Das sei einfach unverantwortlich, und er, der Leopold, werde nicht
verfehlten, es allen seinen Bekannten mitzuteilen. Inzwischen hat der Speisen-
träger, atemlos vor Eile und Aufregung, das warme Getränk serviert. Doch
der Leopold weist es höheitsvoll zurück:

„Danke bestens. Jetzt brauch' ich nichts mehr . . . Zahnen . . . Komm' Milli, wir fahren zum Stelzer nach Rodaun . . .“

Da nützt kein Bitten, kein Entschuldigen. Schwer beleidigt rumpelt der Leopold davon. Über kurze Zeit später muß er mit Staunen, Schmerz und Erbitterung feststellen, daß die Kellner beim „Stelzer“ — auch nichts taugen! Faulpelze sind sie, vergeßlich, ungeschickt und unaufmerksam, das hält er ihnen mit dünnen, knappen Worten vor. Alles atmet erleichtert auf, als der Leopold und die Milli endlich wieder Abschied nehmen.

„Seffant sein ist schon recht“, sagt der Zahlkellner, ihnen nachblickend, „aber so seffant . . .“

Der Leopold lehnt im Wagen und bläst den Rauch seiner Zigarette durch die kühlen Abendnebel gegen die herbstlichen Wälder hin.

„Was man sich mit diesem Kellnergesindel ärgern muß“, sagt er großartig zu seiner Braut, „das ist schon nimmer schön. Können gar nichts — sich Müh' geben keine — aber recht viel Trinkgeld einstecken, ja. Das ist das einzige, was so ein Mensch versteht. Hab' ich nicht recht?“

„Halt ja“, seufzt das Fräulein Milli ziemlich laut, damit es auch der Kutscher hört. „Aber das ist ja nicht nur beim Wirtsgeschäft so. Mit den Dienstleuten hat man heutzutag' überall sein G'frett . . .“

Weh dir, Hannibal.

Nach lastet auf Apuliens Feldern schwer
Die Nacht, und schlafend liegt das Heer
Der Punier, nur der Wachen leiser Ruf
Mahnt, dass der Schrecken hier sich Lager schuf.

Fern flammen scheue Feuer durch die Nacht.
„Die Römer stehn und halten dort die Wacht.“
Denkt der Soldat, der auf dem Posten flucht
Und traumgebannt das Bild der Heimat sucht.

Im Feldherrnzelt vor halberloschner Glut,
Sitzt Hannibal, allein, und ausgeruht.
Und sinnt und sinnt, wie er die müde Hand
Dem Bruder reiche übers weite Land.

Behaltet, Punier, euer schnödes Gold,
„Hamilkars Söhne nehmen Ruhm für Sold
Und zeigen euch, was Tapferkeit vermag.
Dir, Rom, naht Jammer mit dem jungen Tag.“

Da gellt ein Schrei erschrecklich durch das Feld.
Der Feldherr tritt gewappnet aus dem Zelt
Und macht die Runde durch den stillen Plan
Und trifft den schreckensbleichen Posten an.

Was fehlt dir Freund? Wober die blasser Angst?
„Sonst bist du nicht so feige, dass du bangst!“
Der deutet stotternd nach dem fernen Schein:
„Eine Stimme kam von dort herein:

Sag deinem Feldherrn seines Bruders Gruss.
Und plötzlich flog dies Haupt mir vor den Fuss.“
Er hebt es hoch. „Uerzerrt von Todesqual,
Das ist dein Bruder, weh dir, Hannibal.“

Der Feldherr schaudert: „Posten, bleibe stehn.
Karthago weh, jetzt wirst du untergehn.“
Doch keine Träne auf die Erde fällt.
„Wachtauf, wachtauf! Wir sind von Rom umstellt.“

J. R. Meyer, Schloßrued.